

Heinz Schumacher
Zwischen Emscher und Paschenberg

edition exemplum

Heinz Schumacher

ZWISCHEN EMSCHER
UND PASCHENBERG

Miniaturen aus einer
Kindheit und Jugend
im Ruhrgebiet

ATHENA-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2020

Copyright © 2020 by ATHENA-Verlag,
Mellinghofer Straße 126, 46047 Oberhausen
www.athena-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Fotografie: Heinz Schumacher
Druck und Bindung: Brasse & Nolte,
RuhrstadtMedien GmbH & Co. KG, Castrop-Rauxel

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-7455-1091-1

Über das Buch

Je älter wir werden, desto näher rückt uns die eigene Kindheit. Bestimmte Erlebnisse fallen uns plötzlich wieder ein, man glaubt Zusammenhänge zu erkennen zwischen Momenten der Kindheit und unserem späteren Leben, das Bedürfnis kommt auf, den Spuren unseres Lebens nachzugehen, Bilanz zu ziehen, unserer Lebenszeit eine bislang nicht bewusste Konsistenz abzulauschen. Dabei kann aber keine Rekonstruktion des Vergangenen gelingen; eher sind wir es, die unserem Leben Konturen verleihen, es interpretieren, ja, unsere Biografie erfinden. Und je weiter in unserer Geschichte wir zurückgehen, umso bruchstückhafter bleibt das Ergebnis. Von solchen Bemühungen will das vorliegende Buch berichten.

[statt eines Prologs]

»Jeder Mensch erfindet sich eine Geschichte,
die er dann, oft unter gewaltigen Opfern,
für sein Leben hält.«

Max Frisch

»Wenn es der Leser vorzieht, kann
dieses Buch auch als ein Werk der
Phantasie angesehen werden.«

Ernest Hemingway

»Im Schreiben ahnte er manchmal,
wer er sein könnte. Aber wusste er, wer er war?«

Urs Faes

»Wer wird, wenn der Wind des Vergessens
über uns hinweggegangen sein wird,
davon erzählen, wie es war, als wir jung waren?
Wer wird das Land von damals beschreiben,
seine Menschen, Städte und Dörfer?«

Gerhard Köpf

»Der Fokus der Subjektivität ist ein Zerrspiegel.
Die Selbstbesinnung des Individuums
ist nur ein Flackern im geschlossenen Stromkreis
des geschichtlichen Lebens.«

Hans-Georg Gadamer

»Jeder Versuch, zusammenhängende Erinnerungen
zu verfassen, läuft auf eine Täuschung hinaus.«

Anna Achmatova

»Und wozu das Ganze? Ich weiß es nicht,
vielleicht einfach nur, um zu wissen, woher ich komme,
oder um es erzählen zu können,
um also wenigstens ein Kind aus Papier zu haben,
das Zeugnis von meinem Dasein ablegt,
eine wenig nützliche, aber trotzdem schöne Form
von Vater- und Hinterlassenschaft,
und sei es auch nur für kurze Zeit.«

Héctor Abad

Vorbemerkung

Der folgende Text stellt den Versuch dar, sich erzählend der Anfänge der eigenen Lebensgeschichte zu versichern. Es soll keineswegs in Abrede gestellt werden, dass dieses Buch ein Vorbild besitzt, vor dem der Verfasser dieser Zeilen sich mit Hochachtung verneigt: José Saramagos *Kleine Erinnerungen*.

Während der Niederschrift hat die Lektüre des Buches *Die Jugend ist ein fremdes Land* von Alain Claude Sulzer den Verfasser in seinem Vorhaben bestärkt.

Die Zeit war am Anfang nichts anderes als ein unermesslich großer, ja unendlicher Raum, in dem man sich ahnungslos bewegte. Er hatte keinerlei feste Konturen, besaß keine Strukturen, war so ähnlich wie die scheinbar unbegrenzte Menge an Luft, die uns zum Atmen zur Verfügung stand und die man auch nicht weiter wahrnahm. Erst als das Reden der Erwachsenen uns zu interessieren begann, spürten wir etwas von dem, was Zeit ausmacht. Sie redeten davon, dass eine Sache in einer halben Stunde fertig sein solle, dass etwas in der nächsten Woche zu Ende gehe, dass im nächsten Jahr ein bestimmtes Ereignis eintreten werde. Ob gleich oder später, war für uns noch einerlei.

Wir mussten erst lernen, Zeit als bestimmte Dauer zu begreifen. Wann ist morgen? Was ist länger: ein Monat oder ein Jahr? Interessanter aber noch waren die Fragen, die uns persönlich betrafen: Wie lange dauert es bis zu meinem nächsten Geburtstag? Wann ist wieder Weihnachten? Mit solchen Fragen fängt man als Kind an, das, was Zeit genannt wurde, zu strukturieren. Alles erschien einem nahezu endlos: das laufende Jahr, das kürzlich begonnene Schuljahr, das eigene Leben. Dass Letzteres nicht ewig weitergehen würde, wurde einem mitgeteilt, konnte man aus dem Beispiel anderer Menschen ableiten, aber es war noch nicht als existentielle Erfahrung präsent. Man lebte, als ob irgendein Gott für einen selber die Unsterblichkeit vorgesehen hätte. Die Großeltern starben, oft eine schmerzvolle Erfahrung, aber keine, die einem die eigene Sterblichkeit eindringlich vor Augen geführt hätte.

Bis irgendwann einmal dieser Moment kommt, wo man, zutiefst im Innern erschüttert, der Unausweichlichkeit eines eigenen Endes gewahr wird. Das muss kein Augenblick sein, an dem sich etwas Besonderes ereignet. Irgendwann wird man plötzlich von diesem Wissen erfasst, beim Spaziergang, kurz vor dem Einschlafen, eventuell auch mitten in einer wichtigen Tätigkeit; es ist eine Erschütterung, die unvergleichlich und unwiederholbar ist. Da zerbricht etwas, was bislang absolute Sicherheit geboten hat, und liefert uns einer existentiellen Einsamkeit aus, die nur schwer zu ertragen ist. Man hat das Gefühl in eine bodenlose Schlucht zu stürzen. Diese Erfahrung kann jeder nur für sich selber und auf seine Weise machen, sie dem anderen mitzuteilen, erweist sich als fast unmögliches Unterfangen. Hier geraten auch die sprachlichen Bilder an die Grenzen ihrer Möglichkeiten.

Wenn wir dann unsere Eltern zu Grabe tragen, rückt diese Erfahrung wieder in unser Bewusstsein. Und wir fühlen uns daran erinnert, wie das preußische Militär seine Soldaten in der Schlacht anordnete: tief gestaffelte Reihen; wenn einer aus der vorderen Reihe fiel, rückte der hinter ihm sich Befindende nach vorne und nahm dessen Platz ein. Als die Zeit uns noch nichts bedeutete, standen wir hinter Eltern, Großeltern und vielleicht auch Urgroßeltern. Die Schlacht unseres Lebens führt unweigerlich dazu, dass wir uns irgendwann einmal in der vordersten Reihe wiederfinden und damit den Tod zu gewärtigen haben. Aber trotz all dieser Erfahrungen, trotz Einsteins Relativitätstheorie und all dem, was die moderne Physik zu bieten hat, haftet der Zeit doch immer noch etwas

Geheimnisvolles an, was wir wohl erst im Moment unseres Todes zu entschlüsseln vermögen. Aber vielleicht macht gerade das auch einen Reiz unseres Lebens aus.

Zwei Dinge sind mit meiner frühesten Kindheit verbunden: das eine ist *eine kleine gelbe Straßenbahn*, ein gerade mal zehn Zentimeter großes Spielzeug, dessen Herkunft für mich gänzlich unklar ist. Wahrscheinlich hat mein Vater sie eines Tages mit nach Hause gebracht, denn er hatte als Lackierer im Betriebshof der ortsansässigen Nahverkehrsgesellschaft jeden Tag mit diesen Fahrzeugen zu tun. Vielleicht stellte diese Miniaturbahn ein Werbegeschenk dar, das in seine Hände geraten sein musste. Jedenfalls sehe ich mich noch heute auf der Fensterbank in der Küche unserer Wohnung, die in der obersten Etage eines wenig komfortablen Altbaus lag, mit dieser Straßenbahn spielen. Näheres will mir dazu nicht mehr einfallen, nur dieses eine Bild. Warum gerade das meine früheste Erinnerung ist, wird mir immer verborgen bleiben.

Der zweite Gegenstand aus den ersten Jahren meiner Kindheit ist ein kleiner Hund, der den Namen Nelly trug. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, selber mit diesem Stofftier gespielt zu haben, vielmehr ist mir von meinen Eltern mehrfach bestätigt worden, dass ich diesen Hund über alles geliebt haben muss. Er ist noch heute in meinem Besitz, allerdings recht unansehnlich geworden, da ich als Kleinkind wohl oft an ihm herumgenuckelt habe. Ein Auge ist verloren gegangen, und auch die Ohren sehen eher aus wie die eines kampferprobten alten Straßenkaters. Die Glocke, die er um den Hals trägt, ist schon rostig geworden, die Farbe des Halsbandes nicht mehr erkennbar, aber immerhin dürfte auch er weit mehr als sechzig Jahre alt sein, und ich käme nie auf die Idee, mich von ihm zu trennen. In einem alten Schrank liegt weit hinten eine Schachtel aus Pappe, in der der Hund aufbewahrt ist. Wenn ich gelegentlich aufräume oder etwas im Schrank suche, fällt mir der Karton in die Hände. Ich öffne ihn dann

vorsichtig, und sogleich fühle ich mich in die Zeit meiner Kindheit zurückversetzt.

Meine Zeit in der Volksschule war geprägt von *Religion und Robrstock*. Jeder Unterrichtstag begann mit einem Gebet, das gemeinsam im Klassenraum gesprochen wurde, mit Blick auf ein großes Kreuz, das über der Tafel an der Wand hing, der einzige Gegenstand an den sonst kahlen Wänden. Bei Unterrichtschluss wurde nochmals gebetet, und ich kann mich gut daran erinnern, mit welcher Ungeduld wir dieses Ritual absolvierten, wenn der Unterrichtsmorgen wegen Schnees oder Hitze eher beendet werden durfte.

Besonderer Wert wurde auf den Besuch des Gottesdienstes am Sonntag, der Kindermesse, gelegt. Die gesamte Klasse hatte sich unter Aufsicht der Klassenlehrerin in reservierten Bankreihen einzufinden. Dass man nicht in der Alltagskleidung erschien, die man in der Schule trug, galt als selbstverständlich. Für die am frühen Vormittag des Sonntags stattfindende Messe gab es neuere Kleidungsstücke, die ansonsten nur bei wenigen Gelegenheiten, wie beispielsweise Familienfesten, getragen und keinesfalls verschmutzt werden durften. Meine Eltern mussten irgendwann einmal übersehen haben, dass meine Schwester nach dem Gottesdienstbesuch versäumt hatte, ihr bestes Kleid gegen ein anderes zu tauschen, und so zum Spielen entwischt war. Leider war dabei an diesem späten Sonntagvormittag auch ein Zaun zu überklettern, in dessen Spitzen sich das gute Kleid meiner Schwester verfang. Der deutlich erkennbare Riss sorgte dafür, dass die Feiertagsstimmung nachhaltig gestört war.

In der Volksschule galt das Prinzip der Geschlechtertrennung. In den Klassen gab es zwar Jungen und Mädchen, aber im normalen Unterricht saß man getrennt auf je einer Seite des Klassenraumes. Auch der Pausenhof war aufgeteilt in einen Bereich für die Jungen und einen für die Mädchen, wobei der für die Jungen deutlich größer bemessen war. Auf der imaginären Grenzlinie patrouillierte zumeist die Pausenaufsicht, die grobe Grenzverletzungen ahndete. Wenn das Klingelzeichen das Ende der Pause signalisierte, hieß es, sich in Zweierreihen aufzustellen. Der für die folgende Unterrichtsstunde verantwortliche Lehrer erschien und wartete darauf, dass alle ruhig dastanden und jedes Gespräch verstummte. Dann erst durfte unter seiner Leitung die Klasse das Schulgebäude wieder betreten. Kam ein anderer Lehrer oder gar der Rektor während des Unterrichts in eine Klasse, so galt es sich zu erheben und die eingetretene Person im Chor unter Nennung ihres Namens zu begrüßen.

An jedem Montag mussten alle Schüler, die beim sonntäglichen Gottesdienst gefehlt hatten, vor der Klasse die Ursache ihres Versäumnisses bekannt geben. Gründe, die meine damalige Klassenlehrerin nicht anzuerkennen bereit war, wurden mit einer schallenden Ohrfeige quittiert. Ich sehe noch heute eine Szene vor mir, in der ein Mädchen äußert, es habe nicht zum Gottesdienst kommen können, da es Kohlen aus dem Keller habe herauftragen müssen. Die Reaktion der Lehrerin bestand darin, dass sie zweimal zuschlug und damit das Mädchen regelrecht aus der Bank warf. Auch für Fehlleistungen im Unterricht waren harte Maßnahmen zu gewärtigen, von denen das Nachsitzen noch eine relativ harmlose war.

Ich musste gleich in der ersten Klasse einen halben Nachmittag nachsitzen, zumindest hatte ich als Kind den Eindruck,

dass diese Tortur so lange dauerte, weil es mir nicht gelingen wollte den kleinen Buchstaben »m« zu schreiben. Entweder wurde ein »n« daraus, oder ich tat der Sache zu viel und schuf ein überlanges Gebilde, bei dem die Anzahl der Bögen, die den Buchstaben bildeten, damals Krückstöcke genannt, über das für ein »m« vorgesehene Maß hinausging. Jedenfalls saß ich verzweifelt vor meiner schon völlig verschmierten Tafel, den kalten und verächtlichen Blick der Lehrerin im Nacken spürend. Von meinen Eltern wurde diese Lehrperson, eine ältere unverheiratete Dame, die als Fräulein angeredet werden musste und die gänzlich humorlos gewesen zu sein schien, stets hoch geachtet, schließlich sei sie es doch gewesen, die den Grundstein dafür gelegt habe, dass aus mir »etwas geworden« sei.

Nie wären sie auf die Idee gekommen, deren pädagogische Maßnahmen in Frage zu stellen, geschweige denn sich zu beschweren. Ich bin weit davon entfernt, die damalige Erziehungspraxis in der Schule billigen zu wollen, nur scheint man doch heute im Vergleich zu den fünfziger Jahren mit dem Begriff der Misshandlung etwas inflationär umzugehen. Das Verhalten der Lehrerin am Ende der fünfziger Jahre wäre heute sicherlich ein Fall für den Staatsanwalt, zumindest wäre ihre Entlassung aus dem Schuldienst unausweichlich. Das Stillhalten, das damals die vorherrschende Reaktion darstellte, fand sicherlich 1968 ein Ende; der Aufstand der Studenten hatte eine nicht unwesentliche Ursache in den erfahrenen Erziehungspraktiken. Aber die Art, wie heute durchweg unkritisch einer bestimmten Vorstellung vom Mythos Kind gehuldigt wird, ist sicherlich mitverantwortlich für viele Probleme im familiären wie auch im gesamtgesellschaftlichen Kontext.

Dass eine streng religiöse Orientierung des Schullebens durchaus mit eigenwilligen Praktiken einzelner Lehrpersonen

zusammengehen mochte, zeigt ein Beispiel aus dem Unterricht, den meine Schwester wenige Jahre nach mir an der gleichen Schule erhielt. Ihr Klassenlehrer, ein Weltkriegsteilnehmer, der bei den Kämpfen in Russland einen Arm eingebüßt hatte, wusste mit dem ihm verbliebenen Arm durchaus handgreiflich zu werden und erwies sich als ebenso strenger Pädagoge, insbesondere was den Religionsunterricht anbelangte. Schüler, die sich hier besonders auszeichneten, wurden mit einer Sonderaufgabe betraut, die sie zumindest zeitweise vom Unterricht suspendierte: sie wurden losgeschickt, um für den gehandicapten Mann ein paar Flaschen Bier einzukaufen, eine Aufgabe, der man sich natürlich gerne unterzog. Wann dieser Lehrer seine Flaschen leerte, darüber haben wir uns nie Gedanken gemacht.

So paradox es auch scheinen mag, je älter wir werden, umso näher rückt uns die eigene Kindheit oder das, was wir davon zu erinnern glauben. Das mag damit zusammenhängen, dass man in jungen und mittleren Jahren keinerlei Wunsch gespürt hat, sich mit seiner frühesten Lebenszeit auseinanderzusetzen. Erst mit zunehmendem Alter wächst das Bedürfnis, Rückschau zu halten, die bereits vergangene Lebenszeit als Zusammenhang zu erkennen und auch so weit als möglich an die eigenen Anfänge wieder heranzureichen. Ob das, was wir dann zu erinnern meinen, tatsächlich Erlebtes widerspiegelt oder Fiktion ist, die sich aus Fotos und anderen Überlieferungen speist, bleibt dahingestellt. Offensichtlich verspüren wir aber alle ein mehr oder weniger diffuses Verlangen danach, einer Idylle zu entstammen, mit liebenden Eltern, uns beschützenden Geschwistern und wohlwollenden Großeltern begonnen zu haben, von Gegenständen begleitet, die für uns die Welt darstellten. Die Brüche und die ersten Leidenserfahrungen setzen manchmal eher, manchmal erst später ein, meist mit dem Beginn der Schulzeit, die fast immer gleichzusetzen war mit dem Ende einer zeitenthobenen, von diffusem Glück geprägten und in der Rückschau unwirklich erscheinenden frühen Existenzform.